Das Städtchen am Untersee

Autor(en): **H.R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **59 (1954-1955)**

Heft 15

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-316382

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Städtchen am Untersee

Jedermann kennt die herrliche Überraschung, die dem Reisenden zuteil wird, der aus dem Tunnel von Chexbres fährt und plötzlich den Genfersee zu seinen Füßen ausgebreitet sieht in all seiner Bläue, eingerahmt von einer Kette erhabener Gestalten jenseits, von lieblichen Rebhängen diesseits.

Ist es vermessen, von einer *Überraschung ähnlicher Art* im *Thurgau* zu reden, ich meine die Sicht auf den *Untersee* und *Steckborn*, die sich auftut, wenn man von den Höhen des Seerückens her durchs schattige Tobel zum Eichhölzli vordringt? Die Überraschung ist gewiß ebenso groß, das Bild allerdings ganz anders: Eine sanfte Landschaft, See und Ufer in gedämpft-blaue Luft gehüllt. Saftig grün schwellen die Abhänge hier, mattgrün die Landstriche drüben, von dunklen Pappeln durchsetzt. Aber weit, *beglückend weit* ist das Bild.

Leider ist Steckborn von der modernen Zeit nicht so unberührt geblieben wie etwa ein Städtchen am Genfersee. Ich kannte es aber noch, als das Trüpplein Häuser, das da unten lag wie eine Herde Schafe um ihren Hirten geschart. Alles drängte sich um die Kirche. Da ragten keine Fabrikschlote in die Höhe, keine Siedlungen kletterten den Berg hinauf, und keine Privatsitze besprenkelten den Hang.

Ich glaube zwar nicht, daß die alten Steckborner viel lustwandelten da oben oder am See oder viel wußten von der Schönheit ihres Städtchens; ich weiß nur, daß sie mit allen Fasern an ihren *Reben* hingen, an ihren ach so weit auseinanderliegenden Stücklein; daß die alte Straße «gäch» und mühsam war und man heute nicht mehr begreift, wie sie da fuhrwerken konnten. Man nahm die Mühsal so hin und fand doch seine stille Freude unterwegs. Man sprach kaum davon; aber man hatte es in sich aufgenommen, und die Liebe zu dieser buckligen und doch so schönen, guten Erde brach wohl plötzlich einmal durch, etwa, wenn einer aus der Fremde kam. Da mögen ihm die Tränen aufgestiegen sein, zumal, wenn er noch die Reben suchte, worin er einst gearbeitet hatte, und sie nicht mehr fand.

Freilich, es soll für die Steckborner eine große Sache gewesen sein, als die Eisenbahn durch ihre Orte gebaut wurde. Da hatten sie gar nichts dagegen, wenn das Gelände durchschnitten wurde, wenn es tiefe Graben gab, daß man hinauf- und hinabstapfen mußte mit der «Bückte» auf dem Rücken. Ja sie warfen allemal die Hacke hin, wenn das Zügli kommen sollte, und liefen, das Wunder anzustaunen.

Wer noch ein Stück *altes* Steckborn finden will, der gehe an einem stillen Werktag durch die alten Gassen, mache vom Kirchplatz aus die Runde über den Kehlhof, wo vor uralten Häusern die Lilien blühen und duften; er gehe die Kirchgasse hinunter, wo früher die Klöpplerinnen im Freien an ihren Kissen saßen und «wirkten»; er schlage ein Seitengäßchen ein zum «Bachraa», wo neben der Stadtmauer noch ein Stück Bach offen liegt und wo einst die Liebespärchen auf- und abgingen. Er wird zwar nicht mehr lange dort verweilen, eher in die niedlichen Gärtchen gucken, durch die schön geschwungene Hauptgasse streifen, die Häusernamen lesen: zur Palme, zum Olivenbaum, zum Mandelbaum, zur Granate. Was für Träume mögen dahinterstecken, die man den «ruchen» Seebuben gar nicht zugetraut hätte. Er betrachte auch die kunstvollen Wirtshausschilder und lasse sich dann, so er ein Zweierlein Steckborner probiert hat, wieder hübsch auskühlen,

wenn er durch den Bogengang des Rathauses an den See vorstößt, den See mit seinem schmeichelnden Wellengeplätscher. Und schließlich steige er auf den Kirchturm, überblicke das Altstädtchen mit seinen hohen Dächern, sich überschneidenden Giebeln und ineinandergeschachtelten Häusern. Er lasse nochmals den Blick schweifen über Wald und Hügel, See und Ufer in die Ferne und begreife, wie hier heimelig Enges und herrliche Weite so wunderbar gepaart sind. *H. R.*

Besuch bei Paul Ilg

Paul Ilg hat eigentlich sein ganzes Leben der Literatur gelebt; er kam nicht von einem Berufe her wie beispielsweise Alfred Huggenberger, der Bauer; nach den ersten Wirrnissen einer ärmlichen Jugend fand er früh seine eigene Aussage und einen frühen Ruhm, und die Bücher folgten sich, wenn auch langsam, doch regelmäßig; freilich war er der Literatur nicht besessen verfallen; er ließ sich immer hübsch Zeit für sein Werk und genoß das Dasein, oft fürstlich, oft bescheiden, aber immer in jener beschaulich-genießerischen Weise, die es ihm wohl gestattete, am 14. März bei guter Gesundheit die achtzig Jahre seines Lebens zu vollenden.

Seine Erscheinung, wenn er uns in diesen Tagen mit einer gewissen Courtoisie in seinem kleinen Gartenhaus in Uttwil am Bodensee empfängt — das ihm der Lyriker Walter Kern zur Verfügung stellte; es steht in einer Ecke des Parkes, der jene seltsam rötliche Villa umgibt, die einst Carl Sternheim bewohnte —, erinnert freilich nicht an einen Literaten, es ist die Gestalt eines Rentiers, der aus bäuerlichen Kreisen stammt; die gebogene, stark vorspringende Nase freilich bringt in dieses thurgauisch-gescheite, von den guten Dingen dieser Erde aufgelockerte, vergnügt-sinnliche, vom Alter etwas hager gewordene Gesicht einen kleinen Akzent des Fremden, Abenteuerlichen, einen Akzent des Heimlich-Verschmitzten, Verwegen-Kauzigen auch, der übrigens stärker, faszinierender diese urban-breite Gestalt belebt, wenn Paul Ilg zu erzählen beginnt. Dann ist ein Glitzern in seinen Augen, die Hand hebt sich langsam, und der Finger zeigt in eine ungefähre Ferne; und Anekdoten, Gestalten, merkwürdige Geschehnisse, zumeist aus einer für uns schon historisch anmutenden Zeit, dem Wilhelminischen Zeitalter, das für ihn zum stärksten bildenden Erlebnis wurde, zeigen Paul Ilgs erdhaft-körperliche, humoristisch-versponnene Erzählergabe, die freilich nicht von episch breiter und schwerer Diktion ist, sondern eher von novellistisch-leichter, volkstümlich-schnurriger Art, wie sie uns manchmal bei einem Original eines Dorfes am Wirtstisch mit merkwürdigem Entzücken begegnet.

Das Beste aber, was Paul Ilg erzählt, ist immer das Selbsterlebte; er ist kein Erfinder, kein Geschichtenmacher und Fabulierer; Märchen und Legende sind ihm ferne Horizonte; in seinem Werk ist das tatsächliche, eigene Erlebnis die stärkere Kraft; das gibt einigen seiner Romane — ich denke dabei an die «Menschlein-Mathias»-Reihe — jene Unmittelbarkeit der Biographie, den Charme der Erinnerung und oft auch das Rücksichtslos-Unerbittliche der Konfession.

Darum waren gerade seine harte Kindheit in Salenstein am Untersee, wo er am 14. März 1875 zur Welt kam, und in Rorschach, die Gefährdungen und Nöte der Jugend in St. Gallen und die Abenteuer und Fallstrickbegeben-